

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

ersch. täglich Morgens außer nach Sonn- und Feiertagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisl. für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Das mitteleuropäische Bündniß.

Die jüngsten Enthüllungen über die in Europa politischen Bündnisse weiß man nunmehr, daß ein Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und Rußland vorhanden ist, welcher einem russischen Angriff auf Deutschland die Spitze bieten soll. Er besteht ein Allianzvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Italien für denselben Fall; ebenso ein Vertrag zwischen Oesterreich und Italien, der auf vollständige Neutralität hinausläuft, wenn ein Krieg zwischen Rußland und Italien mit Frankreich entbricht hat England die Verpflichtung über die Küsten Italiens und Oesterreichs gegen feindliche Flotten zu schützen, während zugleich Oesterreich Italien auf der Balkanhalbinsel gemeinsam vorgehen

— auf das „Entzweie und herrsche!“ verlegen, in dem sie von jeher Meister gewesen sind. Denn sie haben auf diesem Gebiet eine ungewöhnliche Menge von Erfolgen aufzuweisen. Ob sie aber auch diesmal mit dieser Politik einen Triumph erringen werden? Hoffentlich nicht, denn man dürfte durch Schaden klug geworden sein.

Das mitteleuropäische Bündniß zeigt uns, daß einem russischen Angriff ein gewaltiges und überlegenes Machtaufgebot entgegengeworfen werden kann. Aber es zeigt uns auch die ganze Gefährlichkeit und Gespanntheit der europäischen Situation. Sowie einmal der Funke in das Pulverfaß fällt, so ist auch gleich alles betheligt. Wir wollen hoffen und wünschen, daß sich weder in Bulgarien noch sonst irgendwo ein akuter Kriegsfall ausbildet; wir wünschen das nicht im Interesse der europäischen Kulturentwicklung. Denn der nächste große Krieg kann und wird viel zerstören, viel mehr als die durch ihre kostspieligen Kriegsrüstungen schon erschöpften Völker vertragen können.

Aus der durch die jüngsten Enthüllungen klar beleuchteten Situation geht hervor, daß die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich allein es ist, welche Rußland gefährlich macht. Im Augenblick, da sich Deutschland und Frankreich einander nähern, besteht eine russische Gefahr nicht mehr, und wir glauben, daß sogar der Gedanke an eine Verminderung der Kriegslasten seiner Ausführbarkeit näher käme. Mitteleuropa brauchte dann keine so ungeheuren Anstrengungen im Frieden zu machen; die alliierten Staaten hätten Kräfte und Mittel genug, durch ihren Zusammenhalt den einzelnen Bundesgliedern die Situation zu erleichtern.

Die Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland kann weder einem einzelnen Manne noch einer einzelnen Regierung schuld gegeben werden; sie ist ein unheilvolles historisches Erbschicksal, das den beiden Nationen von ihren Vorfahren hinterlassen worden ist. Die vielhundertjährige sich vererbende Zerrissenheit Deutschlands hat immer die Franzosen zur Einmischung in deutsche Verhältnisse angeregt und es gab deutsche Regierungen genug, welche mit den Franzosen Bündnisse gegen andere Deutsche schlossen. Von Fürsten, die dies thaten, erinnern wir nur an Bernhard von Weimar, an Max Emanuel von Bayern und an Kaiser Karl VII. Schon als Karl V. neue Steuern ausrief, drohten einzelne Reichsstädte, es mit den Franzosen zu halten. Das lag in jenen Zeitverhältnissen, da jeder sich seinen Bundesgenossen suchte, wo er ihn fand. Der deutsche Einheitsbegriff war ja völlig abhanden gekommen. Und aus der Zerrissenheit Deutschlands entsprang der alte Streit um Elsaß-Lothringen, das bald zu Deutschland, bald zu Frankreich gehörte. Der Rhein schließt die deutsche Sprache nicht ab,

heißt es diesseits des Rheins, während die Franzosen sich bei ihren Ansprüchen darauf stützen, daß Elsaß-Lothringen durch lange Zugehörigkeit zu Frankreich dessen Sitten und Gesinnung angenommen habe. Dies Verhältniß ist auf alle Fälle kein glückliches und deshalb ist auch die Elsaß-Lothringische Angelegenheit von einem andern als rein praktischen Gesichtspunkt aus heute kaum diskutierbar. Wir wissen nicht, wie sich der Konflikt heute lösen soll.

Aber sollte man denn nicht meinen, in Frankreich und Deutschland sollte sich unter den besten Geistern ein edler Wettstreit geltend machen, zu betonen, daß die Feindschaft zwischen diesen beiden Nationen veraltet ist? Daß die Franzosen unter allen Umständen am besten thäten, mit dem übrigen Europa gegen das russische Barbarenthum Front zu machen und so endlich einen friedlichen Zustand zu schaffen, der es allen Völkern ermöglicht, ihre Arbeiten mit Zuversicht aufzunehmen?

So sollte es sein. Aber zum Glück versteht man unter den besten Geistern weder die Professoren, noch die offiziellen Journalisten; sonst sähe es schlimm aus.

Politische Uebersicht.

Vom deutschen Chauvinismus. Zur Stimmung in Frankreich wird der „Frankf. Ztg.“ unterm 12. d. aus Paris geschrieben: „In keinem Lande außerhalb Deutschland wird die Kraft des deutschen Konprinz mit so großem Interesse, mit so ängstlicher Spannung verfolgt wie in Frankreich. Der Erbe des deutschen Thrones gilt hier als der erkohlene Friedensfürst, dessen Thronbesteigung die von Waffen starrende Welt mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßen wird. Die große Sorge um sein Leben und die liebevolle Theilnahme, welche die Blätter aller Parteien an dem traurigen Schicksal nehmen, das den deutschen Kronprinzen betroffen, beweisen am besten, daß Frankreich den Frieden will, ja den Krieg geradezu fürchtet, wie ein großes Unglück. Diese Theilnahme und diese Besorgniß wird nicht nur durch die Hoffnungen genährt, die man auf die Friedensliebe des Kronprinzen setzt, sondern noch viel mehr durch die Befürchtungen, welche man vor der vermeintlichen Kriegslust des Prinzen Wilhelm empfindet. Die Rede, welche derselbe bei Gelegenheit des Festmahls des brandenburgischen Provinziallandtages gehalten hat, war nicht im Stande, diese Befürchtungen zu verstreuen; man behauptet allgemein, daß der zweite Theil dieser Rede den ersten negire und setzt als Motto über dieselbe den Dvidischen Spruch: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“ Kein Volk beharrt mit so großer Hartnäckigkeit auf vorgefaßten Meinungen wie das französische. Die bündigsten und aufrichtigsten Versicherungen können seine fertigen Urtheile nicht umstoßen. Die Furcht vor dem Prinzen Wilhelm, die Liebe zum Kronprinzen und die Sorgen um dessen Leben finden einen berechneten Ausdruck in einem Artikel des Monarchisten Cornely, der heute im „Matin“ steht. Er ist überschrieben: „Le coup de Bistouri“

erfahren, was sie gesagt haben sollten, und dann sich vertheiligen; das war in der Ordnung, und Madame Müller auch nur eigentlich in der ersten Hitze ein wenig wirr in die Geschichte hinein gefahren. Sie sah sich deshalb, als erste Einleitung in ein ruhigeres Geleis, nach einem Stuhl um, den ihr Hefberger bereitwillig hinshob, und sagte dann: „Gut, ich will Ihnen die Sache erzählen, wenn mir auch die Galle noch einmal dabei überläuft; ach, daß ich mir so 'was muß auf meine alten Tage gefallen lassen, wo mir in der Jugend kein Mensch einen Vorwurf machen konnte! Aber ich will wissen, ob der alte grauhaarige Schwäger die Wahrheit gesprochen oder ob er gelogen hat, und wenn ich damit bis hinauf zum König gehen dürfte.“

Und nun erzählte sie mit ziemlich kurz gedrängten Worten, aber natürlich noch immer in jener gereizten Stimmung, welche die Erinnerung an den Morgen in ihr hervorrief, dem aufmerksam zuhörenden Hefberger'schen Ehepaare die Ereignisse mit Rath Frühbach und dem Major, und Hefberger unterdrückte oder störte sie darin nur ein einziges Mal, indem er leise und vorsichtig an die Thür der Werkstatt schlich und diese dann plötzlich aufriß, ob er vielleicht einen seiner Jungen beim Hören ertappte. Die aber lannien schon sein Manöver und hüteten sich wohl, etwas derartiges zu versuchen. Wie angeleimt saßen sie auf ihren Schemeln, und darüber beruhigt, schloß der Schuhmacher die Thür wieder.

Die Frau Hefberger schüttelte aber, während ihr Besuch erzählte, immer nur schweigend mit dem Kopf; denn obgleich sie sich von dieser Anklage, dem Rath Frühbach etwas Aehnliches erzählt zu haben, vollkommen rein wußte, so begriff sie doch in aller Welt nicht, wie der genannte Herr erstlich zur Frau Müller kam, und dann auch nicht, wie er sie auf solche Weise da hinein bringen konnte. Aber der Major — den kannte sie gut genug, und der stat auch jedenfalls hinter dem Ganzen.

Ihr Mann mußte ähnliche Gedanken gehabt haben, denn wie die alte Frau einen Augenblick schwieg, mehr um Athem zu schöpfen, als weil es ihr an Stoff gefehlt hätte.

Feuilleton.

Der Erbe.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

„Was?“ sagte die Frau, jetzt wirklich erstaunt und in dem Augenblicke ganz die „schlechte Person“ überhörend (sie auch in dem Augenblicke laum, daß ihr Oatte im Sommer trat). „Ich hätte dem Rath Frühbach Sie hätten ein Kind umgetauscht und Ihre Tochter die Tochter vom Baron?“

„Wenn die Damen so freundlich sein wollten,“ sagte er, der mit seinem gewinnendsten Lächeln die alte Frau zwischen den Fingern zerdrückte, „nur ein klein wenig zu schreien — die Lehrlingen drin spizen die Ohren und hören, und brauchen doch wahrhaftig nicht zu hören, was wir hier konserviren.“

„Weinethalben kanns die ganze Stadt wissen,“ sagte er, „Müller mit Würde; ich habe ein reines Gewissen, und Ihnen, Herr Hefberger, lasse ich mir den Mund nicht verbieten, Sie wären nicht der Mann“

gewinnt oder ob ihr Mann eine Anstellung als Direktor kriegt, aber nie ist auch nur der Name der Madame Müller in ihrer Gegenwart über meine Zunge gekommen!“

„Und der Rath Frühbach soll aus freien Stücken zu mir hinaus nach Vollmers kommen und sich noch dazu einen lebendigen, wirklichen Major mitbringen, wenn an der ganzen Sache kein wahres Wort wäre? Das machen Sie einer Andern weiß, aber mir nicht, verehrte Frau Hefberger! Ich will gar nicht behaupten, daß ich zu den Geheimesten gehöre, aber so dumm bin ich denn doch, noch, lange nicht!“

„Was denn für ein Major?“ sagte die Frau Hefberger, aufmerksam werdend.

„Ein Major von Hansen oder Halsen, wenn Sie's wissen wollen, ein alter Herr, der ehrwürdig genug aussah, um geschmeichelt zu sein — und von solchen Leuten muß man sich solche Dinge sagen lassen! Aber damit ist die Sache nicht abgethan, Frau Hefberger, damit ist sie wahrhaftig noch nicht abgethan! Ich bin eine ehrsüchtige Frau, und Alles, was ich habe, ist mein ehelicher Name, und den lasse ich mir noch lange nicht von jeder hergelaufenen Person abschneiden!“

„So, Madame Müller,“ rief jetzt des Schusters Frau, deren Geduld ebenfalls scharf auf die Reize ging, „jetzt möcht' ich nur wissen, ob Sie mich etwa mit der „hergelaufenen Person“ meinen, denn wenn Einer von uns eine hergelaufene Person ist.“

„Entschuldigen Sie, meine Damen,“ fuhr hier Hefberger dazwischen, der alle Ursache hatte, einen drohenden Ausbruch zu vermeiden, „wenn jener Herr Geheimer Rath etwas derartiges gegen Sie geäußert hat, Madame Müller, so sind Sie vollständig berechtigt, böse darüber zu werden, jede anständige Frau würde das. Aber dann seien Sie auch so gut und theilen uns genau mit, was er von uns gesagt hat, dann können wir uns vertheidigen, und den Herrn Geheimen Rath wollen wir nachher schon kriegen.“

Madame Müller zögerte einen Moment. Sie fühlte vielleicht, daß sie ein wenig zu weit gegangen sein mochte. Das Verlangen des Schusters war auch zu vernünftig, um eine Einwendung zuzulassen. Die Hefberger's mußten erst

